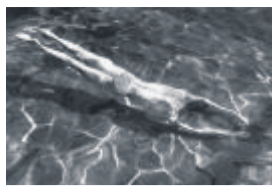


Kultur & Gesellschaft



André Kertész Die Bilder des ungarischen Fotografen sind wie stille Gedichte. Eine Auswahl ist jetzt in Winterthur zu sehen. 31



Bisweilen kippt bei ihrer Musik das Heimelige ins Unheimliche: Manuel Stahlberger (3. v. l.) mit Band. Foto: PD

Wenn man nicht so genau weiss, warum man eigentlich traurig ist

Melancholie, zu der man auch noch tanzen kann: Mit «Abghenkt» haben Manuel Stahlberger und seine Band ein Meisterwerk des Mundartpop eingespielt.

Von Christoph Fellmann

Schönes Wetter heute. Wanderwetter, hat es geheissen, und darum ist die Stadt leer und die Bergbahn voll. Nur der Sänger ist zurückgeblieben und reimt «Tödi» auf «nöd» und «Pizol» auf «hohl». Und es ist nicht das einzige Lied, in dem er keinen Anteil nimmt an der neuen Heimatlust und überhaupt der Busperkeit des Lebens. Er hat «abghenkt», und darum heisst auch diese Platte so.

«Abghenkt», das zweite Album von Stahlberger aus St. Gallen, ist eine übertragene Platte im Schweizer Mundartpop der vergangenen Jahre. Sie wäre es aber nicht, würde Manuel Stahlberger hier nur ein Lebensgefühl breitretzen, das wohl auch ein wenig sein eigenes ist; nämlich dieses diffuse Fremdheits-

Vom Befindlichkeitspop unterscheidet ihn der skurrile Wortwitz und der präzise Dialekt.

gefühl, das uns auch unter unserergleichen mitunter beschleicht. Was die Lieder des Mittdreissigers vom üblichen Befindlichkeitspop unterscheidet, das sind der skurrile Wortwitz und der präzise Dialekt. Und das ist neuerdings auch die klubtaugliche Musik, das sind die federnden Grooves und gut gestreckten Bässe der fünfköpfigen Band.

So ein schnittiges Popkleid ist neu für Manuel Stahlberger. Der Mann blickt schliesslich auf eine fünfzehnjährige Karriere auf Kleinkunsth Bühnen zurück. Er war die eine Hälfte von Mölä & Stahl, deren musikalisches Kabarett 2001 mit dem Prix Walo ausgezeichnet wurde. Seit 2003 tritt er als Stahlbergerheuss zusammen mit Stefan Heuss auf, dem gern gesehenen Bastler bei «Giacobbo/Müller». Vor zwei Jahren erhielt Stahlberger, dieser «Fixstern der Ostschwei-

zer Kleinkunst», mit dem Salzburger Stier dann den wichtigsten Preis seiner Zunft. Aber da hatte er schon seine erste Popband gegründet.

Auf «Rägebogesiedlig», dem ersten Album von Stahlberger (2009), fielen zwei Dinge auf. Erstens waren da kaum mehr «die absonderlichsten Geschichten» zu hören, für die Manuel Stahlberger in der Laudatio zum Salzburger Stier eben noch gelobt worden war. Vielmehr fand man sich in alltäglichen Szenen in der Hochhaussiedlung, im Bummelzug oder am Tag der offenen Tür bei der Baggervermietung, die Stahlberger trockenem Worts ins Sonderbare kippen liess. Und zweitens war die Musik zu häufig noch eine begleitende Tonspur und zu selten ein zeitgemässer und selbstbewusster Pop.

«Ich wehre mich überhaupt nicht gegen die Kleinkunst», sagt Manuel Stahlberger: «Aber mit dieser Band war und ist es natürlich ein Thema, eher davon wegzukommen und mehr in den Musikklubs zu spielen.» Tatsächlich ist die Band auf der letzten Tournee mit rund 60 Konzerten zu einem potenten, agilen Ensemble gereift. Und die Texte sind auf «Abghenkt» so gut wie nie mehr auf eine Pointe gedreht. «Was dies betrifft, ist die Band eine riesige Erleichterung», sagt Stahlberger: «Für die Kabarettbühne musste ich ein Bild oder eine Beobachtung in eine Geschichte einpassen, damit es funktionierte. Jetzt kann ich es auch einfach mal stehen lassen und darauf vertrauen, dass zusammen mit der Musik ein stimmiger, dichter Song entsteht. Das ist für mich ein neues, aber ein sehr gutes Gefühl.»

Heimelige Alltäglichkeit

So ist «Stausee», einer der stärksten Songs auf dem neuen Album, mehr ein Zustand als eine Geschichte: Erzählt wird lediglich, wie ein Plastiksack langsam in ein Dorf hinabsinkt, das vor langer Zeit in einem Stausee ertrunken ist.

Die Musik ist ein verwaschener, trüber Elektro. In «Baron» hat die Zeit, nun zu sprudriger Discomusik, ebenfalls in einem einzigen Bild angehalten: Im Kostümfest einer seltsamen Avantgarde, verlockt und vergessen bis in alle Ewigkeit in einer illegalen Bar.

Diese Lieder erschliessen sich nicht restlos, und aus ihnen spricht eine Befangenheit, die den Teufel tut, sich in einer Pointe aufzulösen. «Mier läsed ime Buech vomene Schwiizer Autor», heisst es im ersten Stück: «Aber mir verlüred üs uf jedere Site / I de Buechstabe, und mir wöred gern zahle bitte.» Das Lied heisst «Heimat», und es schafft das Kunststück, jeden Begriff von Heimat aufzulösen - und doch mit vielen Details ganz konkret anzuheimeln.

Nichtigkeiten werden so lange weitergedacht, bis sie von existenzieller Tragweite sind.

Tatsächlich hört man im Mundartpop von Stahlberger keine internationalen Pop-Plattitüden, halt umgetopft ins blumete Trögli des Dialekts. Von der Schweiz wird hier in fein beobachteten Szenen erzählt. Die Menschen trinken eine Stange, sagen «Merci» und «Gundheit», fahren ins Tessin und essen im Zugabteil ihre Rohkost. Heimelig ist das vor allem in seiner Alltäglichkeit und Langeweile, und spätestens, wenn man das merkt, sind einem diese Lieder auch etwas unheimlich geworden. Auch, weil Manuel Stahlberger sie in einem leise erstaunten Sprechgesang vorträgt, so, als sei er von seiner Umgebung und seinen Landsleuten tatsächlich «abghenkt» - aber nicht aus Überlegenheit. Vielmehr aus Befremdung.

Er habe schon sein ganzes Leben lang die Dinge genau beobachtet, erzählt

Manuel Stahlberger, der nicht nur Musiker und Kabarettist ist, sondern auch Comic-Zeichner. Er habe so gut wie sein ganzes Leben in St. Gallen verbracht. Die Heimat, an die er sich in all diesen Jahren gewöhnt hat, beschreibt er als eine sehr beschützte: «Aber weil die grossen Probleme woanders sind, pflegt man in der Deutschschweiz die kleinen. So werden sie schnell gross, und dann weist man sie weg. Diese Hutzelpunks in St. Gallen zum Beispiel, die sind ja das Gegenteil von gefährlich.»

Verzweifeln an der Regenhaube

Vielleicht ist es darum das Talent einiger der grössten Schweizer Künstler, Nichtigkeiten so lange weiterzudenken, bis sie von existenzieller Tragweite sind. Mani Matter konnte das wie kein anderer, aber auch der Kabarettist Joachim Rittmeyer (den Stahlberger sehr schätzt) lässt seine Figuren an einer Regenhaube verzweifeln oder an einem Trennstab an der Migros-Kasse. Zu diesen melancholischen Humoristen hiesiger Beschaulichkeit gesellt sich mit «Abghenkt» auch Manuel Stahlberger. Dass man bei ihm tanzen kann, macht sein Album noch besser.

«Es ist ja schön, beschützt zu leben», sagt Stahlberger, «aber irgendwann merkt man, dass das nicht reicht, und dann wird einem die eigene Umgebung fremd.» Vielleicht auf diese Weise reift diese typische Schweizer Melancholie, bei der man nie so genau weiss, warum man eigentlich traurig ist. Aber die Alternative ist bestimmt nicht besser: «Andere finden irgendeinen äusseren Feind, der daran schuld ist, dass sie innerlich nicht zur Ruhe kommen.» Oder sie suchen sich eine Ersatzheimat im Mundartpop, am Schwingfest und in den Bergen. Vorausgesetzt natürlich, es herrscht Wanderwetter.

Stahlberger: *Abghenkt (P&C/Trascible); Tournee ab 16. März.*

Raubkunst Das Zürcher Kunsthaus informiert unzureichend.

Von Thomas Buomberger

Der Deckel bleibt zu

Das Kunsthaus Zürich wird nicht allzu knapp mit öffentlichen Geldern unterstützt, im Jahr 2009 immerhin mit 8,1 Millionen Franken (private Beiträge ca. 10 Millionen). Da sollte man meinen, dass sich diese Institution auch in ihrem Tun und Lassen gegenüber der Öffentlichkeit rechtfertigen müsste, insbesondere, wenn es um mögliche Dunkelkammern geht. Doch seit Jahren weigert sich das Kunsthaus, darüber Auskunft zu geben, ob es die Herkunft von Kunstwerken, die einen möglichen Bezug zu Nazi-Raubkunst haben könnten, abgeklärt hat. So will es etwa im Gegensatz zu anderen Museen den Fragebogen des BAK zu Provenienzforschung weiterhin unter dem Deckel halten (TA von gestern).

Von Kunsthaus-Direktor Christoph Becker hätte der «Tages-Anzeiger» gerne gewusst, wieso er in Sachen Provenienzforschung eine dermassen defensive Informationspolitik betreibt. Alleine: Becker war für den «Tages-Anzeiger» nicht zu sprechen, wie übrigens seit Jahren nicht zu diesem Thema. Pressesprecher Björn Quellenberg meinte - ebenfalls wie seit Jahren -, dass man auf gezielte Einzelanfragen fallweise Auskunft gebe, nicht aber die bisherigen Recherchen offenlege. Offenbar - so deutete er an - wünschten die privaten Geldgeber Zurückhaltung.

Das will auch die Stadt Zürich, die mit Stadtpräsidentin Corine Mauch und weiteren Vertretern der Stadt Zürich im Vorstand der Zürcher Kunstgesellschaft präsent ist, nicht infrage stellen. Peter Haerle, oberster Kulturverantwortlicher der Stadt Zürich, sagt: «Das Kunsthaus ist eine privatrechtliche Institution. Wie es kommuniziert, ist deren Sache. Der Stadt Zürich ist wichtig, dass das Kunsthaus Hinweisen auf mögliche Raubkunst nachgeht und diese sorgfältig abklärt.» Doch damit kann es nicht getan sein, denn häufig wissen Nachkommen von Bestohlenen gar nicht, dass ihre Eltern oder Grosseltern von den Nazis beraubt wurden.

Die Stadt will also offenbar die 8 Millionen Subventionen nicht als schlagkräftiges Argument für mehr Transparenz einsetzen. Was bei anderen Museen - etwa der Sammlung Bührle - längst Standard ist, nämlich die Herkunft von fraglichen Kunstwerken ab 1933 zu dokumentieren, Lücken aufzuzeigen, offene Fragen zu thematisieren und das via Internet öffentlich zu machen, sollte auch für das Kunsthaus möglich sein. Denn solange es nicht völlige Transparenz herstellt, muss man annehmen, dass Leichen im Keller sind.

Phil Collins geht - geht nicht - geht doch

Gestern stand im «Tages-Anzeiger», dass der frühere Genesis-Sänger Phil Collins sich aus dem Konzertleben zurückzieht. Des einen Freud, des anderen Leid. Beide Lager gerieten zwischenzeitlich in höchste Verwirrung, weil Collins' Sprecher den Rücktritt dementierte. Schon wurde spekuliert, ob die Ankündigung ein cleverer PR-Trick gewesen sei, um den Star noch einmal ins Gespräch - oder auch nur ins Gerede? - zu bringen. Gestern Nachmittag ergriff Collins selbst das Wort, zeitgemäss: auf seiner Website. Dort steht: Er hört auf. Allerdings nicht, darauf legt er Wert, wegen schlechter Kritiken. Oder wegen nachlassender Zuwendung seiner Fans. Gesundheitsprobleme, die auch genannt worden waren, würdigte er nicht einmal einer Erwähnung. Er hört auf, einzig und allein, um sich täglich seinen kleinen Söhnen widmen zu können. Nun ist es amtlich. Allerdings: Was, wenn die Söhne erwachsen sind? (ebf)